WerkstattGeschichte 20, Ergebnisse Verlag, Hamburg 1998, S. 69-83

■ NORBERT FREI

Abschied von der Zeitgenossenschaft

Der Nationalsozialismus und seine Erforschung auf dem Weg in die Geschichte

Der Sachverhalt, der diesen Ausführungen[1] zugrunde liegt, erscheint auf so unspektakuläre Weise evident, wie es der Ablauf von Zeit nun einmal ist, und im Grunde könnte man ihn in dem Satz zusammenfassen: Die Zeitgenossen der NS-Zeit sterben aus.

Natürlich trifft dieser Satz nicht erst heute zu, ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des »Dritten Reiches«, doch er gewinnt nun forciert an Bedeutung. Eindringlich zeigte das im Herbst 1995 eine großangelegte Historikerkonferenz in Weimar, die den Forschungsstand zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager zu bilanzieren suchte: Zur Eröffnung wollte dort Hermann Langbein über das Verhältnis zwischen Zeitzeugen und Zeithistorikern sprechen – eine Beziehung, die er selbst jahrzehntelang wohl insgesamt als fruchtbar, nicht selten allerdings auch als spannungsvoll erlebt hatte. Der Plan blieb leider unausgeführt, denn wenige Wochen vor dem Treffen starb Langbein 83jährig in Wien.

Als junger österreichischer Kommunist war Hermann Langbein nach dem »Anschluß« zu den Internationalen Brigaden in Spanien geflohen und im Februar 1939, nach dem Ende der Republik, in Frankreich interniert worden. Aus dem Pyrenäenlager Gurs hatte man ihn im Frühjahr 1941 an die Gestapo ausgeliefert, die ihn nach Dachau brachte. Im Sommer 1942 wurde der Häftling weiter nach Auschwitz verschickt, wo er als Schreiber im SS-Revier überlebte und die Sterbebücher[2] des sogenannten Stammlagers führte. Über all die Jahre seiner – wie wir Historiker so etwas dann gerne nennen – »Lagerkarriere«, zuletzt in Neuengamme, war Langbein im geheimen Häftlings-Widerstand aktiv, und nach 1945 engagierte er sich zunächst als Sekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees, dann aber auch (zumal nach seinem Ausschluß aus der KPÖ 1958) als rastlos tätiger Einzelner für die justitielle Ahndung wie für die wissenschaftliche Erforschung des Geschehens in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern. Der Frankfurter Auschwitz-Prozeß 1963 kam nicht zuletzt dank seiner Hartnäckigkeit zustande; Langbein war es, der das Verfahren anschließend in zwei wichtigen Bänden dokumentierte.[3] Und weil er über-

1 Leicht erweiterter und mit Anmerkungen versehener Text meiner öffentlichen Antrittsvorlesung an der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie der Universität Bielefeld am 6. Dezember 1995, Erstdruck u.d.T.: »Farewell to the Era of Contemporaries. National Socialism and Its Historical Examination en Route into History«, in: History & Memory 9 (1997), S. 59-79.

2 Diese liegen inzwischen ediert vor: Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau (Hrsg.), Sterbebücher von Auschwitz. Fragmente. 3 Bände, München usw. 1995.

3 Hermann Langbein, Der Auschwitz-Prozeß. Eine Dokumentation. 2 Bände Wien 1965, Neuauflage Frankfurt am Main 1995.

zeugt war, daß die historisch-politische Aufklärung schon in den Schulen beginnen müsse, tat er dafür bis in seine letzten Lebenstage viel.

Wenn man nun weiß, daß die besagte Konferenz[4] zu dem ernüchternden, für manche auch überraschenden Ergebnis kam, demzufolge die zeitgeschichtliche Konzentrationslager-Forschung noch derart schwerwiegende Lücken aufweist, daß unser einigermaßen gesichertes Wissen geradezu wie eine Kette von Inseln in einem Meer des Unerforschten erscheint, dann stellt sich natürlich die Frage, wo wir ohne Zeitgenossen wie Hermann Langbein wären. Gewiß, auch er hat die seit Jahrzehnten ausstehende große Auschwitz-Monographie nicht geschrieben, aber sein Buch über »Menschen in Auschwitz« gilt zu Recht als die bis heute beste Darstellung der komplizierten Innenverhältnisse im größten der nationalsozialistischen Konzentrations-, Arbeits- und Vernichtungslager.[5]

Hermann Langbein war nicht nur ein außergewöhnlicher Mensch; als Zeitgenosse, der faktisch zum Zeithistoriker geworden war[6], als Historiker der eigenen Zeitgenossenschaft war er eine Ausnahmeerscheinung. Dennoch gilt: letztlich nahm Langbein nur eine dem Zeitgenossen stets offenstehende Möglichkeit zur Mitwirkung wahr.

Diese Möglichkeit unterscheidet die Zeitgeschichtsschreibung in ebenso prinzipieller wie charakteristischer Weise von der übrigen Geschichtswissenschaft – und verschärft jenes Spannungspotential noch weiter, das durch den vielfach ganz unmittelbaren Gegenwartsbezug der Zeitgeschichte ohnehin gegeben ist. Mit Blick auf den Nationalsozialismus galt das um so mehr, als sich die Chance zur Beeinflussung seiner historiographischen Deutung nach 1945 nicht nur dem einstigen KZ-Häftling eröffnete, sondern auch dessen vormaligem Peiniger. Tatsächlich meldeten sich Täter schon bald wieder zu Wort – oft lauter als ihre Opfer. Und systematischer als diese okkupierten jene spätestens seit Anfang der fünfziger Jahre strategische Erinnerungsfunktionen.[7]

Mit anderen Worten: Zeitgenossen der NS-Zeit beanspruchten damals vielfach die Rolle des authentischen Interpreten historischer Quellen, und wo diese fehlten, etablierte man sich mit besonderer Wirksamkeit als sogenannter Zeitzeuge. Dies geschah natürlich keineswegs nur, oft nicht einmal in erster Linie, in historiographischer Absicht, sondern vielfach aus sehr spezifischem politischen – genauer: vergangenheitspolitischem – Interesse.[8]

Um aus den Reihen dieser historiographisch-vergangenheitspolitisch aktiven einstigen Partei- und Zeitgenossen nur jenen zu nennen, den man – nicht zuletzt mit Blick auf die Dauer seines »Engagements« – geradezu als den heimlichen Gegenspieler von Hermann Langbein bezeichnen könnte: Vor dem Hintergrund der in den späten fünf-

---

4 Vgl. den Tagungsband: Christoph Dieckmann, Ulrich Herbert, Karin Orth (Hrsg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager 1933-1945. Entwicklung und Struktur, Göttingen 1998.

5 Hermann Langbein, Menschen in Auschwitz, Wien/Zürich 1972.

6 Anfang der achtziger Jahre konnte ich dies persönlich erfahren, als Langbein eine Reihe meist jüngerer Historiker mit ehemaligen Lagerhäftlingen zur Vorbereitung einer Spezialstudie über den Einsatz von Giftgas in Konzentrationslagern zusammenbrachte, um auf diese Weise den sich mehrenden Publikationen der Auschwitz-Leugner entgegenzutreten; vgl. Eugen Kogon, Hermann Langbein, Adalbert Rückerl u.a. (Hrsg.), Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas. Eine Dokumentation, Frankfurt a.M. 1983, Taschenbuchausgabe 1986.

7 Vgl. dazu im Kontext der Kriegsverbrecher-Problematik meine Studie: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München 1996, 2. Aufl. 1997.

8 Seit 1989 ist Ähnliches in Bezug auf die untergegangene DDR zu beobachten.

ziger Jahren endlich in Gang kommenden Ermittlungen der bundesdeutschen Justiz koordinierte Werner Best, der ehemalige zweite Mann im Reichssicherheitshauptamt, die Interessen der Gestapo-Mörder und Schreibtischmörder, und um seine Sicht der Dinge auch bei den damals vielfach als Gerichtsgutachter bestellten Zeithistorikern anzubringen, stellte er sich der einschlägigen Forschung jahrzehntelang als höflicher und auskunftsfreudiger Zeitzeuge zur Verfügung.[9] Kurz vor seinem Tod im Jahre 1989 betätigte sich Best schließlich auch noch als Historiograph in eigener Sache und publizierte ein Buch über seine Zeit als Reichsbevollmächtigter in Dänemark.

Mit Werner Best (Jahrgang 1903) und Hermann Langbein (Jahrgang 1912) sind – exemplarisch – zwei Angehörige einer Generation benannt, die in Bezug auf die Gesamtgeschichte des »Dritten Reiches« als die mittlere bezeichnet werden kann. Diese war 1933 zwischen 20 und 30 Jahre alt, damit etwa zehn bis zwanzig Jahre jünger als die – selbst auffallend junge – Generation der Hauptprotagonisten der NS-Bewegung und späteren Mitglieder der engeren Regimeführung (Jahrgänge 1885-1900), aber doch auch deutlich abgrenzbar von den Kernjahrgängen der Weimarer Republik, die zu Beginn von Hitlers Herrschaft mehr oder weniger noch Kinder waren und aus denen später die erste Generation empirischer NS-Forscher hervorgehen sollte.

Betrachtet man dieses tentative Generationenmodell aus der Perspektive des Jahres 1995, so wird schlagartig klar, was »Abschied von der Zeitgenossenschaft« bedeutet: Die Generation der Hauptakteure des »Dritten Reiches«, so sie dessen Ende und die anschließenden alliierten Prozesse überlebte,[10] ist (bei einer angenommenen Lebenserwartung von 80 Jahren) bereits seit zehn oder zwanzig Jahren tot, die mittlere Generation ist im zurückliegenden Jahrzehnt gestorben, und die frühen Weimarer Jahrgänge gehen nunmehr auf das Greisenalter zu, sind jedenfalls seit mindestens einem halben Jahrzehnt im Ruhestand. Ihnen folgen soeben die Kinder aus der Anfangszeit des »Dritten Reichs«.

Anders ausgedrückt: Mehr als 85 Prozent der heute lebenden Deutschen sind zu jung, um während der NS-Zeit eine Möglichkeit der politischen Mitwirkung gehabt zu haben, und ziemlich exakt zwei Drittel – so hoch nämlich ist inzwischen der Anteil der nach 1945 Geborenen – sind zu jung, um mit diesem Abschnitt der deutschen Geschichte eine eigene, und sei es frühkindliche, Erinnerung zu verbinden.

Worin liegt nun die Bedeutung der skizzierten demographischen Entwicklung für die historische Erforschung des Nationalsozialismus? Unter drei Gesichtspunkten soll dieser Frage im folgenden nachgegangen werden: Der erste Abschnitt verbindet einen (sehr knappen) disziplingeschichtlichen Rückblick mit der Vermutung, daß Zeitgeschichte – weil per definitionem immer schon auf dem Weg in die Geschichte – durchgängig spezifischen Problemlagen begegnet, die die Geschichtsschreibung ansonsten nicht kennt, die in ihrer institutionellen Formierungsphase in Westdeutschland nach 1945 besonders anschaulich geworden sind – und deren Vergegenwärtigung uns nicht

9 Vgl. Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn 1996.

10 Die gängige Kritik an der Konsistenz und Effektivität der alliierten Säuberungspolitik zwischen 1945 und 1949 übersieht zumeist, daß es vor, neben und nach dem Verfahren vor dem Internationalen Militärtribunal in Nürnberg und den zwölf Nachfolgeprozessen der Amerikaner in den drei westlichen Besatzungszonen Militärgerichtsverfahren gegen immerhin rund 5000 Angeklagte gab, von denen etwa 800 zum Tode verurteilt wurden; genauere Aufgliederung der Zahlen bei Frei, Vergangenheitspolitik, S. 143, Anm. 29.

zuletzt dazu führen könnte, ein Phänomen wie den die zweite Hälfte der achtziger Jahre bestimmenden Historikerstreit wenigstens im nachhinein etwas gelassener zu betrachten (I). Ein zweiter Abschnitt behandelt dann einige bislang vielleicht zu wenig beachtete generationenspezifische Aspekte in der historiographischen Debatte über den Nationalsozialismus im letzten Jahrzehnt (II). Schließlich geht es um die Frage, was die nunmehr anstehende, jenseits denkbarer terminologischer Hilfskonstruktionen[11] in der Sache unvermeidliche Entlassung der Periode des Nationalsozialismus aus der Zeitgeschichte bedeuten könnte: welches die fachwissenschaftlichen Konsequenzen, Risiken, aber auch die Chancen dieser Entwicklung schon sind oder in absehbarer Zeit womöglich sein könnten (III).

I.

Zeitgeschichte in dem Sinne, daß historische Gelehrte, zumal nach epochalen Umbrüchen, sich als Chronisten ihrer Zeit betätigen, hat es natürlich schon immer gegeben, wenngleich der Terminus im Deutschen wenig gebräuchlich blieb. Dennoch war die Etablierung der Zeitgeschichte als eine eigene historische Teildisziplin in Deutschland nach 1945 etwas Neues. Sie war, pointiert gesagt, eine intellektuelle Reparationsforderung der Alliierten, und das heißt: Sie hatte vom Start weg kritisch zu sein, nicht nur anti-nationalsozialistisch (das verstand sich von selbst), sondern auch nichtnationalistisch, dezidiert liberal im westlichen Sinne und demokratisch engagiert.

Fraglos gab es autochthone Entsprechungen zu diesen Erwartungen, die vor allem Amerikaner und seinerzeit in die USA emigrierte deutsche Intellektuelle hegten. Aber für die Vermutung, daß dem aufklärerischen Gründungsimpuls ohne fortbestehenden Druck von außen die Spitze schon bald vollständig genommen worden wäre, spricht der Blick auf die Entstehungsgeschichte und das erste Jahrzehnt des ab 1947 in München errichteten »Instituts zur Erforschung der nationalsozialistischen Politik«[12] ebenso wie etwa die Tatsache, daß die Besatzungsmächte die Rückgabe der deutschen Akten aus der NS-Zeit ausdrücklich an die Bedingung ihrer freien Zugänglichkeit für die Forschung knüpften. Zeitgeschichtliche Aufklärung, das hatten ja auch die Nürnber-

---

11 So hat beispielsweise Hans Günter Hockerts die schon vor längerem von Karl Dietrich Bracher vorgeschlagene Unterscheidung zwischen »älterer« und »neuerer Zeitgeschichte« aufgegriffen und spricht mit Blick auf die DDR von nunmehr »drei Zeitgeschichten«; Hans Günter Hockerts, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Aus Politik und Zeitgeschichte H. 29-30 (1993), S. 3-19, hier S. 7.

12 Eine kritische Untersuchung der institutionellen und intellektuellen Grundlegung der Zeitgeschichte in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren müßte der Frage nach Art und Inhalt der Einflußnahme durch die Besatzungsmächte, vor allem der Amerikaner, ebenso systematisch nachgehen wie den vergangenheitspolitisch bedingten Blindstellen der jungen Disziplin; vgl. einstweilen John Gimbel, The Origins of the Institut für Zeitgeschichte: Scholarship, Politics, and the American Occupation, 1945-1949, in: American Historical Review 70 (1965), S. 414-731; Hellmuth Auerbach, Die Gründung des Instituts für Zeitgeschichte, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte (VfZ) 18 (1970), S. 529-554; Winfried Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989; anregend zur biographischen Dimension des Problems jetzt die einleitenden Bemerkungen von Peter Schöttler (Hrsg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945, Frankfurt 1997, S. 7-31; exemplarisch die Kontroverse: Karl Dietrich Erdmann und der Nationalsozialismus, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 48 (1997), S. 221-240, 462-478, 744-747.

ger Prozesse demonstriert, galt gewissermaßen als Voraussetzung und Teil der Reeducation. Und Zeitgeschichte war, das ist damit implizit ebenfalls schon gesagt, faktisch ein Synonym für die Geschichte des Nationalsozialismus.

So verstand das auch die kleine Schar politisch mehr oder weniger unbelasteter Historiker der mittleren Generation, die den Gedanken einer institutionellen Verankerung der NS-Forschung mittrug, noch bevor dies der aus den USA zurückgekehrte Hans Rothfels[13] in der ersten Ausgabe der »Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte« ganz pragmatisch begründete. Zeitgeschichte war für Rothfels die »Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung«.[14] Aber der Fluchtpunkt der Epoche, als deren Beginn sich ihm der Erste Weltkrieg darstellte, war eindeutig die NS-Zeit.

Läßt man die in den frühen fünfziger Jahren florierende, weitgehend apologetische Memoirenliteratur und eine Reihe erster wissenschaftlicher Quellenveröffentlichungen (vor allem »Hitlers Tischgespräche«[15]) beiseite, so lag die konkrete zeitgeschichtliche Produktion in Deutschland eigentlich von Beginn an fast ausnahmslos in den Händen einer relativ kleinen Gruppe auffallend junger Forscher. Gegen das tiefe, gelegentlich bösartige Mißtrauen der konservativen Zunft abgeschirmt durch politische Symbolfiguren wie Rothfels oder auch Hans Herzfeld in Berlin, machten sich diese jungen Leute an eine Arbeit, die allen Grundsätzen des Historismus schon dadurch zuwiderlief, daß plötzlich Staat und Nation in den Mittelpunkt einer fundamentalen politischen Kritik gerückt wurden.

Der kritisch-aufklärerische Elan dieser ersten Generation empirischer NS-Forscher war nun aber keineswegs von außen aufgenötigt; er speiste sich vielmehr in erster Linie aus dem genuinen persönlichen Interesse, den verbrecherischen Methoden und Strukturen eines Regimes auf die Spur zu kommen, durch das man sich selbst – sei es in der Hitlerjugend, sei es an der Front – zutiefst mißbraucht sah. Die aus jenem »eigenen Betroffensein«, von dem auch Rothfels sprach, geborene Neugier auf strukturelle Zusammenhänge war zum einen der Sachlage höchst angemessen, denn alles, was man bis dahin über das »Dritte Reich« wußte, war im wesentlich personenbezogen – sprich: es handelte von Hitler und seinen Granden –; zum anderen aber entsprach eine betont strukturgeschichtlich orientierte Forschung auch dem nur allzu verständlichen Bedürfnis einer entschiedenen methodischen Distanzierung vom Historismus und seinen ja noch höchst präsenten Verfechtern.

Hinzu kam freilich: Ein im Zweifelsfalle nicht nach Personen, sondern nach Strukturen fragender Ansatz bei der Erforschung des »Dritten Reiches« war ein probates Mittel, um einer ansonsten kaum zu vermeidenden Enthüllung biographischer Verstrickungen und Kontinuitäten unterhalb der Ebene der ohnehin bekannten NS-Größen aus dem Weg zu gehen. Vermutlich spielten solche Motive – selbst dort, wo die eigene Familiengeschichte dafür Anschauungsmaterial bot – eher unbewußt als bewußt eine Rolle; aber dazu läßt sich wenig sagen, so lange die disziplingeschichtliche

13 Vgl. Winfried Schulze, Hans Rothfels und die deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, in: Christian Jansen, Lutz Niethammer, Bernd Weisbrod (Hrsg.), Von der Aufgabe der Freiheit. Politische Verantwortung und bürgerliche Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Hans Mommsen, Berlin 1995, S. 83-98; um einiges kritischer gegenüber Rothfels: Fritz Stern, Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, München 1996, S. 303, Anm. 47.

14 Hans Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: VfZ 1(1953), S. 1-8, Zitat S. 2.

15 Zur damaligen Kritik an dieser Veröffentlichung vgl. Schulze, Geschichtswissenschaft, S. 239 f.

Forschung noch kaum begonnen hat, obwohl die Anfänge der Zeitgeschichte längst ihrerseits Zeitgeschichte geworden sind und ihre Bedeutung auch im Kontext der inneren Entwicklung der jungen Bundesrepublik auf der Hand liegt.

Wenn die frühe Geschichtsschreibung über den Nationalsozialismus mit so auffallend wenigen handelnden Personen auskam – die damals kaum zum Gegenstand empirischer Forschung gemachte Judenverfolgung beispielsweise hatte sich, studiert man die dürren Ausführungen, offenbar geradezu von selbst vollzogen[16] –, so hing das auch mit einer stark politikwissenschaftlichen Wendung zusammen, die das neue Fach seit Anfang der fünfziger Jahre insbesondere an der Freien Universität Berlin unter dem Einfluß von Hans Herzfeld, bald auch des aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrten Ernst Fraenkel nahm. Gewiß gab es dafür gute Gründe: Man interessierte sich für die Frage der »Legalität« der »Machtergreifung«, für die dabei angewandte »Stufentaktik«, für den totalitären Machtapparat des Regimes. Dahinter stand die nicht selten sogar ausgesprochene Frage, wie eine Demokratie gegen solche Formen ihrer Zerstörung künftig gesichert werden könne. Die wichtigste Studie aus diesem Kreis, zugleich das erste große zeitgeschichtliche Werk überhaupt, war bekanntlich Karl Dietrich Brachers 1955 erschienene Habilitationsschrift unter dem bezeichnenden Titel »Die Auflösung der Weimarer Republik«.[17]

Nichtsdestotrotz erweisen sich die blinden Flecken der frühen Zeitgeschichtsschreibung im Rückblick als höchst aufschlußreich: Sie entstanden im Grunde überall dort, wo ein genaueres Hinsehen individuelle Biographien beschädigt und/oder wichtige Gruppeninteressen tangiert hätte. Das sicherlich gravierendste Beispiel dafür ist – neben der konkreten Verfolgungsgeschichte der Juden und der ignorierten Rolle der Justiz als Instrument des Terrors – die geradezu provozierende Nichtbeachtung der Mitwirkung der Wehrmacht an der Ermordung der Juden in Osteuropa, wobei es sich immerhin um ein Faktum handelte, das spätestens seit den Nürnberger Nachfolgeprozessen im Prinzip bekannt war (und außerhalb Deutschlands auch im historischen Bewußtsein blieb). Hierzulande hingegen gelang es den »soldatischen Kreisen« seit Anfang der fünfziger Jahre, dieses Wissen wieder soweit zurückzudrängen, daß es bis in die frühen achtziger Jahre dauerte, ehe die Zeitgeschichtsschreibung diese Zusammenhänge offenlegen konnte – wobei freilich auch dann noch die Proteststürme nicht ausblieben.[18]

---

16 Ungeachtet aller Wertschätzung für ihre jahrzehntelange Verwendung in der historisch-politischen Bildungsarbeit gilt dies auch für die erste – ursprünglich nicht mehr als 125 Druckseiten beanspruchende – Gesamtdarstellung aus der Feder eines jungen deutschen Historikers: Wolfgang Scheffler, Judenverfolgung im Dritten Reich. 1933 bis 1945, Berlin 1960; vgl. darüber hinaus meine Bemerkungen in: Auschwitz und Holocaust. Begriff und Historiographie, in: Hanno Loewy (Hrsg.), Holocaust – Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte.,Reinbek 1992, S.101-109; Ulrich Herbert, Der Holocaust in der Geschichtsschreibung der Bundesrepublik Deutschland, in: ders./ Olaf Groehler, Zweierlei Bewältigung. Vier Beiträge über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in den beiden deutschen Staaten, Hamburg 1992, S. 67-86.

17 Nicht weniger einflußreich war die daran anknüpfende Gemeinschaftsarbeit: Karl Dietrich Bracher, Wolfgang Sauer, Gerhard Schulz, Die nationalsozialistische Machtergreifung. Studien zur Errichtung des totalitären Herrschaftssystems in Deutschland 1933/34, Köln/Opladen 1960.

18 So konstatiert Krausnick auf der Grundlage einer eingehenden Analyse der Zusammenarbeit von Wehrmacht und Einsatzgruppen, es sei zu »einer weitgehenden, in ihrem Ausmaß erschreckenden Integration des Heeres in das Vernichtungsprogramm und die Vernichtungspolitik Hitlers gekommen«; Helmut Krausnick und Hans-Heinrich Wilhelm, Die Truppe des Weltanschauungskrieges. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei und des SD 1938-1942, Stuttgart 1981, S. 278. Entsprechend wurde die Pionierstudie damals Gegenstand ebenso bösartiger wie ignoranter Kritik, auch aus Kreisen der Bundeswehr.

Wenn derselbe Sachverhalt weitere 15 Jahre später anläßlich einer Foto-Ausstellung[19] in den Medien allerdings erneut als »Tabubruch« präsentiert werden kann, dann verweist dies nicht nur auf die Frage nach dem Gedächtnis der Öffentlichkeit, sondern auch auf die spezifischen Möglichkeiten und Grenzen zeitgeschichtlicher Aufklärung.

II.

Seit Anfang der achtziger Jahre befindet sich die NS-Forschung mit quasi wachsendem Tempo auf dem Weg in die Geschichte. Der Einschnitt läßt sich sogar noch genauer datieren: auf 1983, als ein beispielloser Zyklus öffentlicher Gedenkveranstaltungen und Diskussionen begann, in dem das »Dritte Reich« zwölf Jahre lang gleichsam kommemorierend nacherlebt wurde. An vielen Beispielen ließe sich zeigen, wie sehr die Forschung seitdem durch den Rhythmus »runder« Erinnerungsdaten geprägt wird – aber auch, daß die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in diesen eineinhalb Jahrzehnten weit über den Bereich der akademischen Wissenschaft hinausgewachsen ist. Zeitweise konnte man den Eindruck haben, als entwickele sich die Beschäftigung mit der NS-Geschichte – und das Bedürfnis, diese in Denkmäler und Museen zu fassen –, zu einem eigenständigen Element der deutschen Innen- und selbst der Außenpolitik.

Die überwältigende Resonanz des Goldhagen-Buches im »Sommer danach«, im 51. Jahr nach Kriegsende, hat jene fürs erste widerlegt, die seinerzeit befürchteten, mit dem Abschluß des 50-Jahres-Zyklus werde das große Vergessen einsetzen.[20] Doch es bleibt abzuwarten, ob sich das durch die spektakuläre Veröffentlichung zweifellos aktualisierte Interesse an der Geschichte des Holocaust in den nächsten Jahren auch in subtileren Bahnen fortsetzen und insofern die These bestätigt wird, wonach die NS-Zeit in der öffentlichen Wahrnehmung um so lebendiger hervortritt, je weiter wir uns historisch von ihr entfernen: ob also das Verschwinden der Zeitgenossenschaft tatsächlich auf Dauer zu dem paradoxen Ergebnis führt, daß sich die Intensität der kollektiven Erinnerung erhöht statt verringert.

Den Anfang der öffentlichen Großinszenierungen bildete 1983 jene internationale Mammutkonferenz zum 50. Jahrestag der nationalsozialistischen Machtübernahme, auf der dem Publikum im Berliner Reichstag einerseits die in rund drei Jahrzehnten zeitgeschichtlicher Spezialforschung erreichte Kenntnis- und Problemhöhe demonstriert und andererseits im Abschlußvortrag von Hermann Lübbe erklärt wurde, daß es so, wie es seit den späten vierziger Jahren mit der »Vergangenheitsbewältigung« gekommen war, nicht nur unvermeidlich, sondern bis zur bösen Studentenbewegung eigentlich auch gut gewesen sei.[21] In der Rückschau ist es nicht besonders kompliziert,

---

19 Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.), Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Ausstellungskatalog, Hamburg 1995.

20 Vgl. Daniel Jonah Goldhagen, Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996; als Zusammenfassungen der (kritischen) Rezeption des Werkes vgl. bes. Julius H. Schoeps (Hrsg.), Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation der Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust, Hamburg 1996; Ruth Bettina Birn/Norman G. Finkelstein, Eine Nation auf dem Prüfstand. Die Goldhagen-These und die historische Wahrheit, Hildesheim 1998; Johannes Heil, Rainer Erb (Hrsg.), Geschichtswissenschaft und Öffentlichkeit. Der Streit um Daniel J. Goldhagen, Frankfurt am Main 1998.

21 Vgl. Martin Broszat u.a. (Hrsg.), Deutschlands Weg in die Diktatur. Internationale Konferenz zur nationalsozialistischen Machtübernahme im Reichstagsgebäude zu Berlin. Referate und Diskussionen. Ein Protokoll, Berlin 1983; Hermann Lübbe, Der Nationalsozialismus im politischen Bewußtsein der Gegenwart, in: ebenda, S. 329-349.

in dieser Behauptung schon einen Keim des dann drei Jahre später losgebrochenen Historikerstreits zu erkennen.

Noch vor diesem Fundamentalkonflikt allerdings hatte Martin Broszat, aus Anlaß des 40. Jahrestages des Kriegsendes, sein Plädoyer für eine »Historisierung« des Nationalsozialismus veröffentlicht.[22] Was Broszat damit meinte, war natürlich weder eine politisch-moralische Relativierung der NS-Zeit noch gar eine methodologische Rückkehr zum Historismus. Im Grunde genommen ging es ihm genau um das, wozu er innerhalb seiner Wissenschaft seit Jahrzehnten maßgeblich beigetragen hatte, was sich nach seinem Eindruck aber vor allem in der öffentlichen Behandlung des Themas nicht in demselben Maße entwickelt hatte, ja vielleicht sogar regrediert war: Um den differenzierten, alles Plakative, alle Dämonisierungen – und damit gerade auch alle gesellschaftlichen Entlastungsmöglichkeiten – verweigernden, nach allen Seiten kritisch-subtilen Umgang mit der Geschichte des »Dritten Reiches«. Broszat verlangte, daß sich Journalismus und Politik nicht weiter mit Schwarz-Weiß-Darstellungen oder inhaltsleer gewordenen Gedenkformeln begnügten und daß die Historiographie zur NS-Zeit in Sprache, Stil und Methode nach den ansonsten üblichen geschichtswissenschaftlichen Standards verfahre. Nicht zuletzt freilich war seine polemische Wendung gegen die wohlfeile »Pauschaldistanzierung von der NS-Vergangenheit« eine Spitze gegen jene Konservativen innerhalb und außerhalb der Zunft, die sich seit dem Ende der sozialliberalen Ära anschickten, gewissermaßen um den Nationalsozialismus herum nationalgeschichtliche Kontinuität zu stiften.

Aber in Broszats »Plädoyer« fand noch ein anderes, letztlich wohl lebensgeschichtliches Motiv seinen Ausdruck, und soweit ich sehe, hat darauf nur Saul Friedländer, sein späterer Korrespondenzpartner in Sachen »Historisierung«[23], mit höflicher Vorsicht reagiert: Es ging auch um die Möglichkeit einer Generation von Zeithistorikern, die im Zenit ihrer öffentlichen Wirksamkeit angekommen war, mit Blick auf ihre Jugend im Nationalsozialismus die Dignität der eigenen Erinnerung zu wahren – und darum, diesbezüglich eine gewisse Milde walten zu lassen. Es ging, ganz abgekürzt gesagt, um die Distinktion von Geschichte und Gedächtnis; um persönliche Erinnerung, die in der so erfolgreich betriebenen politischen Strukturgeschichte nicht aufgegangen war; um etwas, das man bis dahin als historiographisch irrelevant, als »bloß privat« betrachtet hatte, das getrennt zu halten war (und getrennt gehalten werden konnte) von der gesellschaftlichen Aufgabe des Zeithistorikers – das sich aber nun, mit zunehmendem Alter, emotional bemerkbar machte.

Die von der ersten Generation empirischer NS-Forscher von Anfang an immer wieder betonte »Sachlichkeit« ihrer Arbeit[24], das »Pathos der Nüchternheit«[25], dem sie

---

18 So konstatiert Krausnick auf der Grundlage einer eingehenden Analyse der Zusammenarbeit von

22 Vgl. Martin Broszat, Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus, in: Merkur (39) 1985, S. 373-385.

23 Vgl. Martin Broszat, Saul Friedländer, Um die »Historisierung des Nationalsozialismus«. Ein Briefwechsel, in: VfZ 36 (1988), S. 339-372.

24 Vgl. etwa die Einführung zu den 1965 veröffentlichten Gutachten aus dem Frankfurter Auschwitz-Prozeß (Hans Buchheim über die SS, Martin Broszat über das System der Konzentrationslager, Hans-Adolf Jacobsen über den Kommissarbefehl und die Massenexekutionen sowjetischer Kriegsgefangener, Helmut Krausnick über die Judenverfolgung): In geradezu programmatischen Worten und erkennbar auch im Namen seiner Kollegen distanzierte sich Buchheim dort von jeder »moralisch-emotionalen Betrachtungsweise«. Nicht »Aufrüttelung des Gewissens« sei in Deutschland geboten, »sondern nüchterne( ) Arbeit mit Verstand und Vernunft. Nur so entgehen wir der Gefahr, aus der Vergangenheit gerade die falschen Lehren zu ziehen. Die Strenge der Gerichtsverfahren bietet einen Maßstab für die Rationalität, deren wir bedürfen.«; Anatomie des SS-Staats, Olten/Freiburg 1965 (hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe: München 1967, Band 1., S. 11.)

sich verschrieben hatte: Gewiß, man wird sagen können, daß sich ein Aufklärer wie Broszat – und andere, etwa Hans Mommsen[26], ließen sich hier ebenso nennen – darauf auch in den achtziger Jahren weiterhin berief und daß er diese Nüchternheit tatsächlich gerade jetzt gefährdet wähnte, in den Medien wie bei manchen der jüngeren Fachkollegen. Deren Engagement und Entdeckerfreude (vor allem in der »Geschichte von unten«) war einerseits als Fortsetzung und Ergänzung der eigenen Arbeit willkommen, rief andererseits aber auch Irritationen hervor.

Ein wenig war dabei sicher auch schlichte Generationenkonkurrenz im Spiel, mehr aber noch handelte es sich wohl um eine gewisse untergründige Verstörung angesichts der Thematisierung von Aspekten der NS-Geschichte, die der älteren Generation als solche kaum in den Sinn gekommen wären. Plötzlich geriet manches als Spezifikum der NS-Zeit in den Blick einer distanzierten Erforschung und Beurteilung, was man aus eigener Erfahrung mit viel mehr Verständnis betrachtete, in dem man vielleicht sogar einen Teil der eigenen Lebensgeschichte sah. Und mitunter stellte sich dabei heraus, daß die kritischen Maßstäbe, mit denen die erste Generation empirischer Zeithistoriker einst angetreten war und die nicht wenige von ihnen jahrzehntelang mit erstaunlicher Konsequenz durchgehalten hatten, doch auch ihre Abnutzung erfahren hatten: nicht zuletzt das in den Anfängen der Disziplin geradezu existentiell bedeutsame selbstauferlegte Empathieverbot.

Einiges von dem, was Martin Broszat im Kontext des vielgelobten Bayern-Projekts[27] schrieb, läßt sich jedenfalls in diesem Sinne deuten, und ich selbst muß gestehen, daß mir die Bedeutung unserer damals ganz in den Mittelpunkt gerückten Suche nach Resistenz innerhalb der deutschen Gesellschaft erst nachträglich bewußt geworden ist: In unserer kritischen Wendung gegen den historiographisch monumentalisierten Widerstand des 20. Juli hatten wir das über die längste Phase der NS-Herrschaft tatsächlich vorwaltende Phänomen, nämlich den außerordentlich hohen Konsens zwischen Regime und Bevölkerung, vernachlässigt.[28]

Ohne die individuellen Unterschiede innerhalb einer höchst produktiven, über einen ungewöhnlich langen Zeitraum tätigen Generation zu negieren, wird man konstatieren können: Das im Zuge ihrer Professionalisierung zunehmend abgespaltene Moment der Zeitgenossenschaft holte die empirischen NS-Forscher der ersten Stunde zu einem Zeitpunkt ein, als die öffentliche Aufmerksamkeit für das Thema Nationalsozialismus dank der Dramaturgie des 50-Jahres-Gedenkens, dank einer sich ausbreitenden Alltagsforschung und dank einer hochaktiven Geschichtswerkstätten-Bewe-

---

25 So der treffende Titel der Gedenkschrift: Klaus-Dietmar Henke, Claudio Natoli (Hrsg.), Mit dem Pathos der Nüchternheit. Martin Broszat, das Institut für Zeitgeschichte und die Erforschung des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main/New York 1991.

26 Auf geradezu exemplarische Weise demonstrierte Mommsen dies in der Goldhagen-Debatte, als er wiederholt, so auch in unserem gemeinsamen Interview mit der Berliner Zeitung vom 24.7.1996, S. 29, scharfe Kritik an der Darstellung sadistischer Gewalt übte: »Wir haben (...) gelernt, daß dies (...) alles auslöst, nur keine rationale, politische und moralische Bewältigung der Geschichte. Bislang haben Historiker diesen Voyeurismus vermieden. Und zwar deshalb, weil die Dinge noch viel schlimmer waren, noch schlimmer auch, als sie Goldhagen schildern kann.«

27 Martin Broszat u.a. (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit. 6 Bände, München 1977-1983.

28 In diesem Punkt war, nebenbei bemerkt, Hermann Lübbe 1983 in Berlin diagnostisch schon weiter, nur ging das damals in seinem übereloquenten Funktionalismus unter. In meiner eigenen knappen Darstellung der inneren Geschichte des »Dritten Reiches« habe ich dann später allerdings versucht, das Element des Konsenses hervorzuheben: Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945, München 1987.

gung größer war als je zuvor. Eine Wissenschaftlergeneration, die sich bis dahin selbst nie so gesehen hatte – und, wollte sie gegen die Schlußstrich-Mentalität in den fünfziger Jahren ihre Arbeit leisten, vermutlich auch nicht hatte sehen dürfen –, erlebte sich in Anbetracht nachgewachsener Kollegen-Generationen plötzlich doch auch als Zeitgenossen des »Dritten Reiches«.

Generationenspezifische Motive speisten, was seinerzeit wenig beachtet wurde, auch den bald nach Broszats »Plädoyer« durch Jürgen Habermas in Gang gebrachten Historikerstreit;[29] man denke etwa an Andreas Hillgrubers Werturteilskrise angesichts des zwar nicht zu verhindernden, von der Wehrmacht gegen die vorrückende Rote Armee jedoch immerhin aufgehaltenen »Untergangs« des deutschen Ostens.[30] In erster Linie handelte es sich allerdings um einen – freilich fundamentalen – politischen Symbolkonflikt ohne eigentlichen wissenschaftlichen Kern und ohne historische Substanz.

Im Rückblick nach zehn Jahren fällt daran vor allem dreierlei auf: Erstens die Härte der Auseinandersetzung und die Tiefe der bis heute nachwirkenden wechselseitigen Verletzungen, zweitens die provokatorische Qualität, die im Grunde beide Parteien dem Vergleich der Massenverbrechen des Nationalsozialismus und des Stalinismus beimaßen. Nicht, daß ein Systemvergleich gerade hinsichtlich dieser Aspekte als besonders ergiebig erschiene[31] – oder gar, daß Ernst Noltes ominöses »faktisches Prius« sich damit erhärten ließe: Aber die damalige Scheu vor dem Instrument des Vergleichs dünkt seit dem Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums nicht mehr so recht verständlich.

Zum dritten schließlich sticht die altersmäßige Homogenität in der Gruppe der Hauptwortführer des Historikerstreits ins Auge: Die meisten von ihnen gehörten den Kernjahrgängen der Weimarer Republik an, hatten die NS-Zeit mithin als Heranwachsende, oft in der Hitlerjugend oder als junge Soldaten durchlebt. Gewiß, das »oder« zwischen HJ und Wehrmacht definierte seinerzeit eine scharfe Erfahrungs- und somit Generationengrenze. Aber wenn man die Teilnahme an der Debatte nicht bloß als Ausdruck gesellschaftlich empfundener Prominenz verstehen will, dann liegt die Vermutung nahe, daß der Auseinandersetzung untergründig auch ein Element intragenerationell strittiger Selbstinterpretation innewohnte.

Jedenfalls fällt auf, daß sich die Historikerinnen und Historiker der 68er-Generation in dem Streit nur spärlich, und die der Nachkriegsgenerationen fast überhaupt nicht zu Wort meldeten. Der Historikerstreit, so könnte man etwas überspitzt und mit der Gewißheit dessen formulieren, der die Dinge von ihrem Ende her betrachtet, war die sich lange hinziehende, durch die deutsche Einigung dann aber jäh beendete politische Abschiedsvorstellung einer Generation von NS-Forschern und an der NS-Forschung schon aus autobiographischen Gründen Interessierten, deren Emeritierung Anfang der neunziger Jahre eingesetzt hat.

Das heißt nun aber nicht, der Streit sei letztlich folgenlos geblieben – in der Politik so wenig wie unter den Historikern. Allerdings zeigen sich seine Auswirkungen in einer eigentümlichen Verkehrung früherer Verhältnisse: Die Politik, und zwar gerade

---

29 Die Haupttexte in: »Historikerstreit«. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München/Zürich 1987.

30 Andreas Hillgruber, Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums, Berlin 1986.

31 Vgl. dazu, als Beitrag zu einer dreiteiligen Tagung der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg: Ian Kershaw, Nationalsozialistische und stalinistische Herrschaft. Möglichkeiten und Grenzen des Vergleichs, in: Mittelweg 36/Bulletin 1995 5 (1994), S. 55-64.

auch das konservative Lager, hat aus den Peinlichkeiten der gescheiterten Versuche einer »Normalisierung« der Vergangenheit in den achtziger Jahren offenbar gelernt und ist zur Praxis des offenen, mitunter fast schon offensiven Bekenntnisses zu den deutschen Schandtaten übergegangen; der Gedenkmarathon des Jahres 1995 bot zahlreiche Gelegenheiten, unsere Staatsspitzen dabei zu studieren. Die politische Klasse, so könnte man sagen, zeigt sich inzwischen in aller Regel historisch korrekt – und den Historikern fällt es um so schwerer, darin ein Negativum zu erkennen, als innerhalb ihrer Zunft eine genau gegenläufige Entwicklung zu beobachten ist.

Denn wie zum Ausgleich für eine in dieser Hinsicht recht unproduktiv gewordene Politik machen sich unterdessen Historiker anheischig, Anstößiges zum Thema Nationalsozialismus in die Welt zu setzen. Völlig gefehlt hat es daran zwar nie; neu aber ist, daß die sattsam bekannten Argumentationsmuster der Apologeten nun auch akademische Forscher attrahieren, zumal wenn sich – wie etwa im Falle der Präventivkriegsthese – die Gelegenheit bietet, altes (Propaganda-)Material mit solchem aus erst jetzt zugänglichen Archiven zu vermengen.[32] Doch bedarf es, wie die in den letzten Jahren mit besonderer Verve wiederholte Debatte über »Nationalsozialismus und Modernisierung« zeigte, keineswegs neuer Quellen, um trübe Relativierungsversuche in Gang zu setzen, die wahlweise (und völlig beliebig) unter Schlagworten wie Historisierung, Enttabuisierung, Normalisierung oder Entpädagogisierung daherkommen.[33]

Auch in diesem Kontext ist freilich ein interessanter Generationenaspekt zu beobachten: So fällt auf, daß sich der Reiz des Modernisierungsthemas vor allem jüngeren Historikern erschließt. Das hat sicherlich mit den erst von den späteren Nachkriegsgenerationen als prägend erfahrenen globalen Brüchen des tradierten Fortschrittsdenkens zu tun, die Detlev Peukert seinerzeit zu der nicht unproblematischen, aber alles andere als apologetisch zu verstehenden Formel vom Nationalsozialismus als einer »Krankengeschichte der Moderne« verarbeitete.[34] Ein Teil derer, die sich gegenwärtig des Modernisierungsvokabulars bedienen, tut dies allerdings mit handfesten revisionistischen Zielen und offensichtlich in der Annahme, ein »modernisierter« Nationalsozialismus lasse sich leichter noch einmal verkaufen. Am bedenklichsten erscheint jedoch, daß ein so wenig innovatives, überdies in bemerkenswerter Naivität gegenüber den Quellen inszeniertes Thema der Historikerschaft und der Öffentlichkeit mittlerweile ohne besondere Schwierigkeiten diktiert werden kann. Möglicherweise muß die Modernisierungsdebatte als ein gleichsam vorauseilendes Beispiel für jene Risiken betrachtet werden, die der NS-Forschung drohen, wenn das korrigierende Korsett der Zeitgenossenschaft erst einmal vollständig abgestreift sein wird.

---

32 Vgl. Joachim Hoffmann, Stalins Vernichtungskrieg 1941 bis 1945, München 1995.

33 Die inzwischen breit – und in den entscheidenden Punkten mit keinem anderen Ergebnis als vor dreißig Jahren – diskutierten Modernisierungsthesen bedürfen hier keiner Wiederholung; vgl. zuletzt Axel Schildt, NS-Regime, Modernisierung und Moderne. Anmerkungen zur Hochkonjunktur einer andauernden Diskussion, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 23 (1994), S. 3-22; Norbert Frei, Wie modern war der Nationalsozialismus?, in: Geschichte und Gesellschaft 19 (1993), S. 367-387.

34 Detlev Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus, Köln 1982.

III.

Die Gefahr besteht, daß sich mit dem Ende der Zeitgenossenschaft das Politisch-Spekulative, das Zufällige und Beliebige, das bloß intellektuell Ausgedachte, zu Lasten seriöser Fragestellungen und quellengestützter Forschung noch in sehr viel stärkerem Maße breitmachen wird, als wir es bereits erleben. Die Scheu davor, allein der Profilierung halber weit überzogene oder gar mit den Fakten unvereinbare Thesen in die Welt zu setzen[35] (eine zweifellos nicht nur in der Geschichtswissenschaft anzutreffende Praxis, die aber mit Blick auf das Thema Nationalsozialismus bisher doch die Ausnahme war), dürfte weiter zurückgehen, wenn das Korrektiv der kontrollierenden Kennerschaft des Zeitgenossen, zumal der Historiker unter diesen, erst einmal fehlt und mit dem Widerspruch direkt Betroffener – seien es vormalige Täter, Opfer oder Zuschauer – nicht mehr gerechnet werden muß. Die Goldhagen-Debatte gab darauf bereits einen gewissen Vorgeschmack: Die auf schnellen Umschlag möglichst provozierender »Neuigkeiten« ausgelegte Medienmaschine präsentierte die These des Buches tendenziell als »Faktum«, gegenüber dem die Einwände von Historikern (und Zeitzeugen) strukturell – nämlich schon aus Gründen der medialen Repräsentationslogik – in der Defensive verblieben. Es läßt sich leicht vorstellen, wie reibungslos sich die Durchsetzung historischer Konstrukte mit Hilfe der Medien gestalten könnte, wenn der Abschied von der Zeitgenossenschaft erst einmal ganz vollzogen ist.

Freilich werden sich für eine aus der Zeitgeschichte entlassene NS-Forschung nicht nur Risiken ergeben, sondern auch neue Notwendigkeiten und Chancen. So erlebt im Kontext der Alltagsgeschichte, deren Boom natürlich nicht zuletzt mit dem Verlust von gesellschaftlich vorhandenem Wissen über den Alltag in der NS-Zeit zu tun hatte und weiter hat, beispielsweise auch die Erforschung des kulturellen Lebens im »Dritten Reich« seit einigen Jahren einen bemerkenswerten Auftrieb. Die ältere Literatur konzentrierte sich hier ganz auf die Beschreibung jener politischen Formierungs- und Kontrollansprüche, wie sie in einem ausschließlich als »totalitär« wahrgenommenen Regime erwartet werden konnten. Im Zentrum der Aufmerksamkeit standen damit automatisch die repressiv-bevormundenden Elemente nationalsozialistischer Kulturpolitik. Weitgehend unbeachtet blieb demgegenüber alles das, was nicht dem unmittelbaren politischen Zugriff unterlag, die kulturelle Lebenswirklichkeit aber gleichwohl weiterhin mitprägte: sei es das ideologisch nicht beanstandete traditionelle Repertoire der Schönen Künste, seien es die Hervorbringungen einer auch unter dem Nationalsozialismus weiter expandierenden Massenkultur.

An diesem Punkt setzen seit ein paar Jahren immer wieder neue Fallstudien und Einzeldarstellungen an. Sie weisen nicht nur übertriebene Vorstellungen vom Ausmaß totalitärer Kultursteuerung zurück, sondern frappieren gewissermaßen ein ums andere Mal das jüngere Publikum mit eingängigen Beschreibungen einer Ästhetik jenseits der Lichtdome Albert Speers: Sei es (schon vor 15 Jahren) die Entdeckung, daß man in Nazi-Deutschland Coca-Cola trank, sei es die Erkenntnis, daß Swing und Jazz, obwohl offiziell mißbilligt, geradezu prosperierten und selbst im Ghetto von Theresien-

35 Dies geschieht bevorzugt im Stile der Entlarvung vermeintlicher »Legenden« oder »Mythen«. Ein neueres Beispiel dafür ist die mit erheblichem publizistischen Aufwand betriebene Zerstörung des angeblich vorwaltenden »Mythos einer allgegenwärtigen, allwissenden und allmächtigen Gestapo«; Gerhard Paul, Klaus-Michael Mallmann (Hrsg.), Die Gestapo. Mythos und Realität, Darmstadt 1995.

stadt zur Aufführung gelangten.[36] Natürlich gab es alles das, sagen die ob solcher Forschungen mitunter etwas verwunderten Zeitgenossen. Ihre Stimme freilich wird von Jahr zu Jahr dünner, und schon deshalb gilt: was einst als gewußt vorausgesetzt werden konnte, kann heute ein sinnvoller, ja notwendiger Gegenstand wissenschaftlicher Darstellung sein. Wenn die komplizierte Realität einer präzedenzlosen Diktatur nicht hinter dürren Begriffen wie dem der »Gleichschaltung« – oder einem nicht minder inhaltsleer gewordenen Begriffspaar wie »Widerstand und Verfolgung« – verschwinden soll, dann sind es durchaus auch solche vermeintlich peripheren Themen, die künftig häufiger als bisher bearbeitet werden müssen.

Ungleich wichtiger noch ist allerdings die erneute, vertiefte Beschäftigung mit den singulär verbrecherischen Dimensionen dieser Herrschaft, und gerade dafür bietet der Abschied von der Zeitgenossenschaft auch große Chancen. Dabei ist keineswegs nur an die eingangs erwähnte Konzentrationslagerforschung zu denken, die nun ihre letzten Zeitzeugen verliert (und nicht einmal Steven Spielbergs weltumspannendes Multimedia-Projekt wird das verhindern können), sondern vor allem auch an die Etappen der Ausgrenzung, Beraubung und Verfolgung, die dem Genozid vorausgegangen sind und deren sozialgeschichtliche Erforschung noch ganz in den Anfängen steckt.[37]

Gerade hier werden sich die Forschungsmöglichkeiten in dem Maße verbessern, in dem nicht mehr länger falsche Rücksicht auf die Biographien und Interessen einstiger Täter, Mittäter und Nutznießer genommen werden muß, wie dies insbesondere bei dem Massenphänomen der »Arisierung« lange der Fall gewesen ist, das seinerzeit ja nicht nur massenhaft Opfer, sondern auch massenhaft Profiteure produzierte.[38] Mit dem Ende der Zeitgenossenschaft eröffnet sich die Chance, die ausstehende Wirkungsgeschichte der »Arisierung« zugleich als Wirkungsgeschichte der Restitution in die Nachkriegsgeschichte hinein fortzuschreiben.

Sinngemäßes gilt im Grunde für fast alle Bereiche der nationalsozialistischen Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik.[39] In ihrer epochenübergreifenden sozial-, alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Erforschung wird sich die Bedeutung der politikgeschichtlichen Zäsur des Jahres 1945 spezifizieren. Und vieles wird sich, darauf deuten erste entsprechende Untersuchungen[40] hin, als kontinuitätsbeladener erweisen, als es eine aus dem Geist der sogenannten Stunde Null geborene, nicht zuletzt legitimatorisch angelegte Bundesrepublik- und DDR-Forschung lange Zeit wahrhaben mochte.

Insgesamt dürfte es einer NS-Historiographie jenseits der Zeitgenossenschaft leichter werden, sich detaillierten Untersuchungen individuellen und kollektiven Verhaltens zuzuwenden, ohne deshalb wie automatisch mit dem Vorwurf der Denunziation oder, nicht weniger gravierend, der Apologie rechnen zu müssen. Zurücktreten wird, kurz

---

36 Michael H. Kater, Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus, Köln 1995; vgl. jetzt auch die erfolgreichen Erinnerungen von Coco Schumann, Der Ghetto-Swinger. Eine Jazzlegende erzählt. Aufgezeichnet von Max Christian Graeff und Michaela Haas, München 1997.

37 Vgl. dazu exemplarisch Sybille Steinbacher, Auschwitz. Der Holocaust und die Geschichte der deutschen »Musterstadt«, Diss. Bochum 1998 (erscheint 1999).

38 Vgl. jetzt Frank Bajohr, »Arisierung« in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945, Hamburg 1997.

39 Hierzu soeben im Überblick Ulrich Herbert, Vernichtungspolitik. Neue Antworten und Fragen zur Geschichte des »Holocaust«, in: ders. (Hrsg.), Nationalsozialistische Vernichtungspolitik 1939-1935. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt am Main 1998, S. 9-66.

40 Vgl. Martin Broszat, Klaus Dietmar Henke, Hans Woller (Hrsg.), Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1987.

gesagt, die öffentliche Wahrnehmung der NS-Forschung als Historiographie im Gestus der politisch-moralischen Anklage, im Ton der Enthüllung. Ungeachtet ihrer frühzeitigen Akademisierung war dies die Form, in der sie im Bewußtsein des Publikums lange Zeit präsent gewesen ist und wogegen sie, gelegentlich auch mit falschen Mitteln und auf falschen Wegen, versucht hat anzugehen.

Beispiel für einen solchen falschen Weg ist der Umgang mit einem Quellenkorpus, der in der Anfangsphase der Zeitgeschichtsforschung eine zentrale Rolle spielte, dann aber geradezu in Acht und Bann getan wurde: Die sogenannten Nürnberger Dokumente, die während der Vorbereitung des Internationalen Militärtribunals und der Nachfolgeprozesse aus den erhaltenen NS-Registraturen zusammengestellt worden waren und angesichts der generellen Beschlagnahme der deutschen Akten dann bis gegen Ende der fünfziger Jahre die wichtigste Materialgrundlage der empirischen NS-Forschung bildeten. Schon bald nach Ende der Besatzungszeit verfielen aber nicht nur die alliierten Sühnebemühungen aus der Sicht der meisten Deutschen dem Verdikt der Siegerjustiz, auch den Nürnberger Akten haftete nun zunehmend das Odium an, aus dem Zusammenhang gerissene »Anklagedokumente« zu sein. Als Folge davon verschwand fast völlig die Bereitschaft, diesen außerordentlich reichhaltigen Bestand noch weiter auszuwerten – darunter immerhin viele Unterlagen von Verteidigern und Verhörprotokolle, zu denen sich in den amtlichen deutschen Akten selbstverständlich nichts Vergleichbares findet.

Im Kontext der seit ein paar Jahren endlich stärker in Gang kommenden Erforschung der Rolle der Industrie im Rahmen der deutschen Großraumpolitik erweist sich nun – konkret etwa am Engagement der IG Farben in Auschwitz-Monowitz[41] –, welche große Beachtung das Nürnberger Quellenmaterial (in diesem Fall die Akten des IG-Prozesses) tatsächlich verdient. Andere Beispiele ließen sich anfügen, doch sie alle würden nur zeigen, daß es der NS-Forschung schon lange nicht mehr an Quellen fehlt; wohl aber gebrach es über lange Strecken der »inneren Freiheit«, diese Quellen umfassend auszuwerten. In letzter Zeit jedoch mehren sich erfreulicherweise sogar in der deutschen Wirtschaft die Zeichen für eine wachsende Bereitschaft, diese Freiheit zu gewähren[42] – auch dort wohl ein Zeichen nachlassender Zeitgenossenschaft.

Die im Prinzip natürlich stets gegebene, inzwischen aber auch genutzte Möglichkeit, alte Quellen neu zu befragen, mindert jedoch nicht die Bedeutung der durch die veränderte Weltlage seit 1989/90 in Osteuropa neu zugänglich gewordenen Akten. War die Existenz eines Teils des Materials, vor allem in den polnischen Archiven und Konzentrationslager-Gedenkstätten, wenigstens in Umrissen auch vorher schon bekannt – einiges konnte dort mit Einschränkungen auch benutzt werden –, so galten die in den Moskauer Spezial- und Sonderarchiven aufbewahrten Bestände (die sich keineswegs nur auf die NS-Zeit beziehen) bis dahin als verschollen. Gerade für die quellenmäßig bisher besonders schlecht dokumentierten Bereiche des nationalsozialistischen Repressions- und Terrorapparates finden sich in Moskau wichtige Dokumente: etwa aus dem Reichssicherheitshauptamt, dem SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt und dem SD, dessen Judenpolitik in den dreißiger Jahren nun schlag-

41 Vgl. Bernd Wagner, IG Auschwitz. Zwangsarbeit und Vernichtung von Häftlingen des Konzentrationslagers Auschwitz III / Monowitz 1941-1945, Diss. Bochum 1998 (erscheint 1999).

42 Vgl. insbesondere Lothar Gall, Gerald D. Feldman, Harold James, Carl-Ludwig Holtfrerich, Hans E. Büschgen, Die Deutsche Bank 1870-1995, München 1995; Hans Mommsen, Manfred Grieger, Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996.

artig sichtbar wird und manche seit langem vermeintlich sichere Interpretation als korrekturbedürftig erweist.[43]

Doch bei aller Begeisterung für die neuen Quellen: Es wäre falsch, der von jeher gerne gestellten Frage, was denn die NS-Forschung immer noch zu forschen habe und ob es nach 20, 30, 40 oder 50 Jahren nicht »endlich genug« damit sei[44], nun mit dem Hinweis auf eine neue Materialgrundlage begegnen zu wollen. Ein solches Hilfsargument käme der prosperierenden Forschung zur Geschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts bezeichnenderweise gar nicht in den Sinn, und es hieße, eine Chance zu vergeben, würde man es anstelle der grundlegenden Einsicht propagieren, wonach jede Zeit ihr Bild von der Vergangenheit neu gewinnen muß. Für die Epoche des Nationalsozialismus, die sich nunmehr aus der Zeitgeschichte löst und im Begriffe steht, Geschichte zu werden, gilt dies in besonderem Maße.

Mit »Normalisierung« hat das alles nichts zu tun, und schon aus semantischen Gründen wäre die Zunft gut beraten, diesen Begriff weit von sich zu weisen. Denn als anormal kann die NS-Forschung der vergangenen Jahrzehnte nur demjenigen erscheinen, der die Rückkehr zu einer affirmativen Staatshistoriographie ersehnt, wie sie für die NS-Zeit von vornherein nicht möglich war und wie sie der inzwischen nachgewachsenen Zeitgeschichte nicht zu wünschen ist.

Auch wenn, in einem fachwissenschaftlichen Sinne, der Nationalsozialismus eines nicht mehr allzu fernen Tages ganz Geschichte geworden sein wird – die historisch-politische Erfahrung dieser Herrschaft wird Quelle intellektueller Beunruhigung und Anstoß moralischer Auseinandersetzung bleiben: Dies nicht etwa, weil die Welt seitdem (und parallel dazu) keine Menschheitsverbrechen mehr gesehen hätte, sondern weil, wie Primo Levi wußte, auf immer möglich bleibt, was einmal möglich war. Der skeptischen Hoffnung, die der Auschwitz-Überlebende im Moment seiner Befreiung gleichwohl noch haben konnte, sind wir Zeitgenossen des ausgehenden 20. Jahrhunderts beraubt. Das aber ist kein Grund, sich mit dem Nationalsozialismus nicht mehr zu befassen, sondern ganz im Gegenteil Anlaß, damit aufs Neue zu beginnen: in der durch den Abschied von der Zeitgenossenschaft veränderten Konstellation.

Ob dieser faktische Abschied uns in der Zukunft auch als Abschied erscheinen wird, ist heute freilich noch gar nicht zu sagen. Was wir jetzt sagen können, ist, daß die Kinder der Zeitgenossen die Erinnerung ihrer Eltern weitertragen, und im Blick auf die Verbrechen des Nationalsozialismus hat diese Erinnerung auch in der zweiten und dritten Generation nicht selten traumatischen Charakter. Die Unmittelbarkeit dieser Erfahrung – als Opfer, als Täter, als Zuschauer, als Historiker – geht nun verloren, aber vielleicht bleibt so etwas wie eine gelernte Zeitgenossenschaft. Gewiß scheint jedenfalls: So wie die Zeitgeschichte der NS-Zeit den Deutschen nie allein gehört hat, wird auch die Geschichte der NS-Zeit ein internationales Forschungsthema bleiben. Die paradigmatische Bedeutung dieser Vergangenheit ist nicht vergangen. Sie wird, allen neurechten Hoffnungen zum Trotz, auch künftig nicht vergehen.

---

43 In diesem Sinne exemplarisch Michael Wildt (Hrsg.), Die Judenpolitik des SD. Eine Dokumentation, München 1995.

44 Vgl. den treffenden – und rhetorisch gemeinten – Sammeltitel zweier Vorträge von Andreas Hillgruber, Endlich genug über Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg? Forschungsstand und Literatur, Düsseldorf 1982.